

VORWORT ZUR NEUEN AUFLAGE

Fünfzig Jahre nach seinem ersten Erscheinen kommt dieses Buch von neuem im Franz Steiner Verlag heraus. 1980, 1988 und 1997 hatte Suhrkamp es in drei Auflagen übernommen. Dem einen wie dem andern Verlag war und bin ich von Herzen dankbar.

Am Text selbst ließ sich nichts ändern. Ich habe nur 1980 eine Einführung zur Neuausgabe hinzugesetzt, mit einiger Kritik, weiterführenden Bemerkungen sowie Antworten auf meine Kritiker. Sie ist auch in dieser Auflage enthalten, neuerdings übrigens auch im Register berücksichtigt. Um dies zu erleichtern, sind die Seiten dort nicht mehr mit römischen, sondern mit arabischen Ziffern (samt je einem *) nummeriert.

Meine ursprüngliche Absicht, den Untergang der römischen Republik zu verstehen, war im Laufe der Arbeit in den Hintergrund getreten. Viel problematischer schien mir, daß sie sich so lange hatte halten können; trotz vielerlei Veränderung, Unvermögen und Überforderung, trotz zum Teil heftiger innerer Kämpfe bis hin zum Bürgerkrieg. Als *res publica amissa* eben. Sie machte eine schwere Krise durch, die man seit Theodor Mommsen gern unter dem neuzeitlichen Begriff der Revolution faßt. Doch zeigte sich, daß sich innerhalb der Bürgerschaft eine Alternative zum Überkommenen, also der Magnetismus einer in einiger Breite sich verwurzelnden gesellschaftlichen Kraft samt neuen Ansprüchen, auch neuer Sicht auf das Gemeinwesen, vielleicht gar auf die Welt nicht hat bilden können. Erst nach nahezu zwei Jahrzehnten neuerlichen zermürenden Bürgerkriegs konnte Augustus eine neue, eine monarchische Ordnung einrichten – und zwar indem er die Republik wiederherzustellen vorgab (und in der Tat auch vieles davon restaurierte und weiterführte)¹.

Die Figur der Krise ohne Alternative erscheint inzwischen nicht mehr so exotisch wie vor einem halben Jahrhundert. Die Erfahrung, daß überkommene Ordnungen, etwa durch den dritten Stand, das liberale Bürgertum, das Proletariat in Frage, daß sie schließlich durch Revolution und/oder Reform auf eine neue breitere Basis gestellt werden konnten (was auf andere Weise etwa bei den Griechen geschehen war), war noch zu lebendig. Man konnte noch mit viel größerer staatlicher Kapazität rechnen. Jacob Burckhardt² hatte Krise und Revolution noch geradezu als Kräfte auffassen

1 Vgl. Ch. M., Augustus. Die Begründung der Monarchie als Wiederherstellung der Republik. In: Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar. 2. Aufl. Stuttgart 2015.

2 Über das Studium der Geschichte. München 1982. 210. 214. 358. 359. 366.

können, sie *waren* ihm gleichsam auch das, was sie – zunächst – heraufführten. Heute erscheint da vieles sehr anders. Das römische Beispiel könnte an Aktualität gewinnen.

Hinweisen sollte ich in diesem Zusammenhang noch auf eine neue Arbeit: „Die Ordnung der römischen Republik“³. Sie hat die Republik vor der Krise zum Thema. Es zeigt sich, daß die römische Bürgerschaft in ein enges Korsett von (teils rituellen) Vollzügen, von (teils göttlich sanktionierten) Rängen, vorgegebenen Rollen, Regeln, aber auch Anschauungen eingebunden war; eng (und sicher) begrenzt auch in präformiertem Denken und Meinen. Derart, daß anderes sich gar nicht vorstellen ließ (oder wenn, so nicht mit irgend nennenswerter Aussicht auf Resonanz). Auf diese Weise *war* diese Bürgerschaft ihre Ordnung, mit Haut und Haaren. Alle Versuche, sie als *Mischverfassung* zu verstehen, müssen auf halbem Wege stehenbleiben. Das machte diese römische Republik so besonders. Womit aber nicht gesagt sei, daß die besondere Art ihrer Krise auf Rom beschränkt sein muß.

Natürlich kann man sich auch für Rom vorstellen, daß alles ganz anders gelaufen wäre. Der Senat hätte sich mit Pompeius verständigen, Caesar hätte frühzeitig umkommen, die Republik hätte sich noch eine Weile halten können; mehr oder weniger labil, mehr oder weniger korrupt. Historische Abläufe sind banalerweise voller Kontingenz. In Israel war um 1980 gar die Sentenz im Umlauf, wer nicht mit Wundern rechne, sei kein Realist. Und doch hat es seine Berechtigung, wenn Historiker Wahrscheinlichkeiten auszumachen suchen. Immer wieder erweist sich, daß Verfassungen oder besser: Ordnungen, ja daß dem ganzen Gefüge auch des Denkens, der Erwartungen, der Überzeugungen, des Selbstverständnisses von Gesellschaften eine bestimmte Kapazität zugemessen ist. Das heißt zugleich, daß ihnen (auf unterschiedliche Weise) Grenzen gesetzt sind, über die sie nicht einfach, nicht bruchlos hinwegkommen. Sie werden in der nicht nur aristokratisch regierten, sondern ganz und gar auf die Aristokratie zugeschnittenen römischen Republik auf besondere Weise eng gewesen sein. Da hätte diese Aristokratie sich selbst negieren müssen, wenn sie die Hürden hätte überspringen wollen, die ihnen das Überkommene setzte. Daß eine Ordnung (im umfassenden Sinn des Wortes) von unbegrenzter Kapazität hätte sein können, ist in der Weltgeschichte bisher nicht vorgekommen; übrigens wohl auch für die Gegenwart nicht anzunehmen; fragt sich nur, wie (und eventuell: in welchen Schritten) man damit fertig werden wird.

München, Juli 2016

3 In: Historische Zeitschrift 300, 2015, 593–697. Eine Vorstufe: Ch.M., Introduction à l'anthropologie politique de l'antiquité classique. Paris 1984. 63 ff. Vgl. Ch.M., Antworten. In: M. Bernett / W. Nippel / A. Winterling, Christian Meier zur Diskussion. Stuttgart 2008. 279 ff. Von Interesse in diesem Zusammenhang auch K.-J. Hölkeskamp, Rekonstruktionen einer Republik. München 2004. F. Goldbeck. Die Morgenbegrüßungen in der Republik und der frühen Kaiserzeit. Berlin 2010.

VORWORT ZUR NEUAUSGABE 1997

Die Neuauflage dieses Buches, die dritte im Suhrkamp-Verlag, erscheint zu einem Zeitpunkt, da zu befürchten ist, daß seine zentrale These unerwartete Aktualität gewinnt: Eine politische Ordnung ist bedroht, nicht durch äußere Mächte, sondern aufgrund ihrer Unzulänglichkeit, ihrer Unangemessenheit an ihre Aufgaben; und es scheint sich keine Kraft zu bilden, die eine Alternative zu ihr aufbauen könnte. Die potentiell Mächtigen sind mit ihr zufrieden, und die Unzufriedenen sind, trotz ihrer Not, über einzelne Situationen hinaus nicht in der Lage, eine Reform an Haupt und Gliedern zu tragen. Obwohl es Konflikte, Mißstände, Armut und auch Unzufriedenheiten im einzelnen genug gibt. „Krise ohne Alternative“ also.

Das widerspricht der Grundannahme, in der die westliche Welt inzwischen mehr als zweihundert Jahre lang, bis zum Ende des Sozialismus, gelebt hat: Daß nämlich, bevor das Überkommene schon wirklich überholt, das Neue schon da ist, zumindest sich ankündigt. Entsprechend hatte Theodor Mommsen vor bald 150 Jahren im Niedergang der römischen Republik eine Revolution sehen wollen. Doch war das eben ein Fehler.

Res publica amissa – das war eine Republik, deren Verlust befürchtet wurde, aber nicht für wahr gehalten werden konnte. Das war ein Prozeß, der von den Kräften, die sich gegenseitig bekämpften, gemeinsam und ohne, ja wider Willen angetrieben wurden; die Konstellationen des Handelns waren derart, daß sie lauter unbeabsichtigte Nebenwirkungen sich kumulieren ließen. Wir haben es mit einer Gesellschaft zu tun, die so sehr in diese Konstellationen eingespannt war, daß sie sie nicht unter ihre Kontrolle bekam. Sie vermochte sich nicht derart in Gegensätze zu spalten, daß sie die Ordnung selbst zum Gegenstand von Politik hätte machen können. So spaltete sich statt dessen ihre „Wirklichkeit“: Es entstanden Bereiche, die nicht vorgesehen, die aber virulent waren und aus denen Kräfte resultierten, mit denen man innerhalb des Bestehenden nicht fertig wurde. Auch wurden wesentliche Grundlagen der Ordnung ausgehöhlt. Und als Lösung kam nurmehr, aber erst nach langem Sträuben, nach heftigem Widerstand, nach Aufhebung mächtiger mentaler Sperren, die Monarchie in Frage.

Mitten in der akuten Krise hatte Cicero analysiert, daß das Streben führender Senatoren nach dem Recht und das der „besseren“ Gesellschaft nach Ruhe auseinanderstrebten. Grob gesagt, war es dazu gekommen, daß der Senat, dem alle Welt die Verantwortung zusprach, indem er die politische Ordnung verteidigte, die Ruhe störte. Wem an Ruhe lag, und das waren bis in den Senat hinein die

meisten, der konnte die Ordnung, so sehr er es wollte, nurmehr bedingt mittragen. Aber je weniger am Überkommenen stimmte, um so mehr glaubten die führenden Kreise daran festhalten zu müssen – und keiner konnte ihnen widersprechen, so viele ihnen auch zuwider handelten.

„So zeigt sich hier ein befremdlicher, nicht erwarteter Gang menschlicher Dinge; so wie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, darin fast alles paradox ist“, könnte man, Kants Feststellung aus seiner Schrift „Was ist Aufklärung?“ auf Rom übertragend, formulieren.

Geschichte wiederholt sich nicht. Ob man zum Handeln etwas aus ihr lernen kann, ist eine schwierige Frage. Aber es gibt zumindest Modelle, die einen manches besser verstehen lassen. Zu ihnen gehört ohne Zweifel die römische Republik.

Der Text von 1966 mußte unverändert bleiben. Es war auch nicht möglich, den weiterführenden kritischen Überlegungen der neuen Einführung von 1980 noch etwas hinzuzufügen. Verschiedene Ansätze, die in diesem Buch nicht weit genug getrieben worden sind, etwa die zur Mentalitätsgeschichte, zur Eigenart der römischen Ordnung, zum antiken Gemeinwesen überhaupt – im Unterschied zum Staat –, sollen an anderer Stelle wieder aufgenommen werden. Und dann, wie es sich gehört, in explizit vergleichendem Zusammenhang. In einem neuen Rahmen. Wir können ja auch in der historischen Wissenschaft nicht einfach weitermachen wie bisher, indem wir so tun, als ob es ganze Bereiche, von denen wir längst wissen, nicht gäbe oder als ob sie uns nicht zu bedeuten hätten. Und neue Einteilungen drängen sich auf, manch unbillig modernisierende Verständnisse erweisen sich als überholt, wie die privilegierte Verbindung von Sozial- mit Wirtschaftsgeschichte: ein Unding bei so stark politischen Gesellschaften. Nur ist deswegen das Alte ja noch nicht entbehrlich; man muß es nur weiterentwickeln.

München, Juli 1996

VORWORT ZUR NEUAUSGABE 1980

Struktur und Krise der späten römischen Republik gehören zu den eigenartigsten und, wenn man das so steigern darf, paradoxesten der Weltgeschichte. Das macht diese Epoche interessant nicht nur im Rahmen der Geschichte, als Phase des Niedergangs der Republik und einer merkwürdig unterirdischen Vorbereitung auf das Prinzipat, sondern zugleich innerhalb einer Theorie struktureller Zusammenhänge – als extremes Beispiel für die potentielle Verträglichkeit scheinbar höchst widersprüchlicher Elemente und als Typus einer „Krise ohne Alternative“.

Eine Bürgerschaft, die mit den nur leicht adjustierten Institutionen einer kleinen Gemeinde ein Weltreich regiert. Eine potentiell mächtige, reiche, breite Schicht bourgeoisen Charakters, die sich mit Selbstverständlichkeit innerhalb aristokratisch geprägter Formen bewegt. Die Parteien drehen sich regelmäßig um Minima, während die ganze Verfassung bedroht ist. Eine allgemein anerkannte Führungsschicht verteidigt die überkommene Verfassung, obwohl keiner sie angreift. Eine Gesellschaft zerstört ihre Ordnung, obwohl, ja: indem sie sie zu erhalten sucht. Eine virulente Krise spielt sich ab, in der sich hundert Jahre lang keine Alternative zum Herkommen bildet; in der alle potentiell Mächtigen mit dem System zufrieden und die Unzufriedenen über einzelne Situationen hinaus machtlos sind; in der die Reformen sich zumeist so schädlich auswirken wie die Mißstände, in der Effizienz und verfassungsgemäßes Handeln verschiedentlich zu Gegensätzen geraten. Wir finden Große Einzelne, die den sachlichen Aufgaben der neuen Wirklichkeiten allein gewachsen sind und die doch – über Einzelfragen hinaus – nicht mit einer Sache werben; die man um so mehr bekämpft, je mehr man sie braucht. Schließlich kann der Überwinder der Republik seine Monarchie nur begründen, indem er die Republik wieder herzustellen vorgibt: Als die Probleme der öffentlichen Ordnung, des Rechts und der allgemeinen Wohlfahrt so dringend geworden waren, daß die Erledigung des Pensums endlich als wichtiger angesehen werden konnte als die Verteidigung der überkommenen Formen (und der gesellschaftlichen Identität).

In der Herausarbeitung dieser und anderer Paradoxe hat ein Rezensent geradezu ein Leitmotiv dieses Buches gesehen: *Un leitmotiv revient fréquemment au cours du livre, celui de ‚paradoxe‘*. Er schließt, indem er auf das *paradoxe terminal* hinweist, das der Titel suggeriere: *res publica amissa, la République persiste; res publica restituta, la monarchie du Principat l'a évincée*¹.

¹ J. Béranger in *Revue des Études Latines* 45, 1967, 592. 594.

Wenn es denn aber damals so paradox zugeht, so ist dies einerseits Symptom für eine Krise ganz besonderer Art; und es ist danach zu forschen, warum sich hier Vertrag, was scheinbar unverträglich ist. Andererseits ist aber auch nach den Voraussetzungen und Grenzen jener Erwartungen zu fragen, denen das hier Wahrzunehmende widerspricht. Das sollte, indem es über manche unserer Erwartungen aufklärt, zu jener Orientierung beitragen, die von der Historie gerade in einer Zeit des Umbruchs erwartet werden kann. Da eine Strukturanalyse nicht bei den sogenannten römischen „Eigenschaften“ stehenbleiben kann, sondern soweit wie möglich auf die Konstellationen der Interessen und des Handelns durchstoßen muß (in denen das so Etikettierte enthalten ist), ist sie ohnehin darauf angewiesen, das Besondere von sehr allgemeinen Kategorien her zu erschließen.

Das spezielle Thema, dem sich dieses Buch angesichts der späten Republik gestellt hat, ist deren Struktur sowie die Struktur des Krisenprozesses, der in ihr abläuft (soweit er nicht bloß kontingent ist). Dabei richtet sich die Frage nicht nur auf die Bedingungen des Niedergangs, sondern zugleich auf diejenigen, die dessen Prozeß so lange hinhielten, die also die jahrzehntelange Existenz der *res publica amissa* ermöglichten. Beides läuft in gewissem Umfang auf das gleiche hinaus. Denn die Struktur der späten Republik ist nicht nur diejenige der Reproduktion ihrer überkommenen Formen, sondern zugleich diejenige ihrer Schwächung und Auflösung und der Bildung neuer Gewalten. Will sagen: die Handlungskonstellationen der damaligen Gesellschaft waren derart strukturiert, daß diese, indem sie die Republik bewahrte, zwangsläufig und ohne es zu wissen, an deren Überwindung arbeitete.

Es geht im Zentrum um das Politische, dabei aber zugleich um dessen Krise, die gerade darin bestand, daß die eigentlichen Veränderungen politisch nicht einzufangen waren, zwar in dessen Bereich sich vollzogen, aber nicht in der Weise politischer Auseinandersetzungen und Entscheidungen, sondern in der der prozessualen Kumulation von Nebenwirkungen daraus. Noch in den heftigsten Auseinandersetzungen und Bürgerkriegen stand für lange Zeit nicht die Sache zur Debatte, die sich dann in ihrer Folge herausbildete. Es zeigt sich eine sehr eigenartige Diskrepanz zwischen Kontroversität (dem relativ geringen Umfang des Strittigen) und Mutabilität (dem großen Umfang des Sich-Wandelnden). Daraus ergeben sich bemerkenswerte Konsequenzen für die Frage, wie weit diese Gesellschaft noch Herr über das in ihrer Mitte ablaufende Geschehen war.

Seit die Erfahrung prozessualer Veränderungen sich zunehmend auf Abläufe bezieht, die sich unbeschadet der Verschiedenheit der Parteistandpunkte als potentiell höchst negativ erweisen, wird das „Automatische“ daran zu einem vordringlichen Problem. Das Prozessuale und sein mögliches Verhältnis zum Politischen muß um so mehr zum Thema auch historischer Arbeit werden, je mehr die spezifischen Voraussetzungen neuzeitlicher Geschichte schwinden (auf Grund derer mindestens für verhältnismäßig Viele prozessuale Veränderung

mindestens überwiegend erfreulich war). In diesem Zusammenhang sollte die späte römische Republik als besonderes Modell des Verhältnisses von Prozessuallem und Politischem in der allgemeinen Debatte von Interesse sein.

Das Buch wird – bis auf die Korrektur einiger Druckfehler – unverändert vorgelegt. Wohl wären innerhalb des jetzigen Textes gewisse sachliche und stilistische Verbesserungen, auch Ergänzungen indiziert gewesen. Aber sie hätten das Wesentliche kaum berührt. Andererseits hätten grundsätzliche Änderungswünsche, die sich auf die Anlage des Buches beziehen, nur durch tiefere Eingriffe erfüllt werden können. Dadurch wäre der Druck stark verteuert worden; ich wüßte auch nicht, wo ich die Zeit und vor allem: die Muße dazu hätte hernehmen sollen. Zudem sollte die neue Ausgabe nicht länger warten: denn die Nachfrage nach dem Buch ist, wie der Absatz (und nicht zuletzt die hohe Zahl seiner aus Institutsbibliotheken gestohlenen Exemplare) zeigt, nach wie vor sehr groß. Das Thema ist ja auch zentral und hat sonst noch keine vergleichbare Behandlung erfahren.

Als Ausweg aus dem Dilemma von Umarbeitungswunsch und Zeitnot erschien es praktisch, dem Buch eine kommentierende Neue Einführung beizugeben. Sie bezieht sich auf Fragestellung und Entstehung des Buches², sucht zwei grundsätzliche Versäumnisse auszugleichen und weist zugleich auf die wichtigeren Fälle hin, in denen ich heute vom Text von 1966 abweichen würde. Zusammen mit diesem sollte sie ein neues Ganzes ergeben: indem sie einen breiteren Zugang zur Sache vermittelt und zu deren theoretischer Durchdringung beiträgt. In ihr wird zugleich zu zentralen Einwänden der Rezensenten Stellung genommen.

Das eine der beiden Versäumnisse ist theoretischer Natur: Es hätte mehr zur genauen Absteckung des gesamten Rahmens sowie verschiedener einzelner Felder getan werden müssen. Wohl sind mehrere Kategorien und Modelle entwickelt und ist viel Mühe darauf verwandt worden, auf den Zusammenhang der Erscheinungen zu reflektieren und ihn möglichst umfassend in all seinen Interdependenzen einzufangen³. Aber erst durch eine genauere Absteckung des Frage-Rahmens wäre es möglich gewesen, den Ort der einzelnen Aussagen innerhalb des Ganzen deutlich zu markieren und dieses damit so luzid zu machen, daß überprüfbar wird, was man von ihm erfaßt hat und was nicht. Nur so läßt sich sagen, was hier gesagt, läßt sich wissen, was hier gewußt wird. Freilich grenzt diese Forderung, mindestens beim jetzigen Stand der Wissenschaft, vielleicht aber mit Notwendigkeit ans Utopische. Aber etwas näher, als es hier geschehen,

² Dabei hat mich, soweit das nicht vom Wege abführte, zugleich die Nebenabsicht bestimmt, unter der Frage nach der Rolle der Theorie innerhalb historischer Forschung über meine Arbeitsweise Auskunft zu geben.

³ Ohne es damit entschuldigen zu wollen: es hat zuweilen auch zu einem komplizierten Satzbau geführt, in dem Wunsch, das sachliche Interdependenzgefüge auch sprachlich wiederzugeben, ohne es allzusehr aufzulösen.

kann man ihrer Erfüllung schon kommen, und das soll in der Einführung zu dieser Neuauflage versucht werden.

Das zweite Versäumnis hängt mit dem ersten eng zusammen. Es besteht darin, daß das Problem, ja die Sache, um die es hier geht, nicht so erläutert wurde, daß die relativ fremde neue Fragestellung zugleich genügend deutlich, in der Sache legitimiert und in die Forschung eingebürgert worden wäre. Die allgemein ausgesprochen freundliche Aufnahme des Buches kann nicht darüber hinweg täuschen, daß weithin verkannt wurde, worum es ihm eigentlich ging. Ich hatte gedacht, die Fragen nach der Struktur der *res publica amissa*, nach dem eigentümlichen Zusammenhang der damaligen Gesellschaft, nach ihren Parteinungen, nach den Gründen des Niedergangs wider Willen der Beteiligten, nach Kategorien, um den merkwürdigen Zustand und die besondere Art der Krise zu begreifen, verstünden sich von selbst, sobald sie einmal gestellt seien.

Da aber offenbar strukturgeschichtliche Betrachtungen in der Wissenschaft von der Alten Geschichte noch relativ unvertraut sind, scheint es angeraten zu sein, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß hier nicht so sehr Einzelheiten wie deren Zusammenhang interessierten, nicht so sehr demographische, wirtschaftliche, soziale Fakten und Mißstände wie das Gewicht, mit dem sie in das politische Wirkungsgefüge eingingen (und überhaupt erst zu Faktoren wurden), nicht nur die Art politischer Gruppierungen, sondern insbesondere die eigentümliche Diskrepanz zwischen ihnen und dem allgemeinen Veränderungsgeschehen. Es handelt sich im ganzen um einen Versuch, Diskussion, Kategorien, wissenschaftliche Erörterung auf ein Feld zu erstrecken, das bislang vornehmlich Gegenstand eher pauschaler Bemerkungen in Einleitungen oder am Rande von Abhandlungen gewesen ist. Oberhalb der Frage nach politischen Regeln und Techniken (die man gleichsam vom einzelnen Politiker her betrachten kann) soll die nach dem Ganzen des Regelwerks, anders gesagt: nach der „Physiologie“ der römischen Republik etabliert werden. Es scheint mir geboten, die begriffliche Erfassung verschiedener Gesellschaftszustände (in Hinsicht auf Stabilität/Labilität, Intensivierung/Extensivierung u. a.) und spezifischer Formen des Wandels zum Thema historischer Forschung zu machen. Es reicht nicht mehr, Veränderung nur im einzelnen nachzuerzählen (und gar noch beschränkt auf die Politik), es reicht auch nicht, sie auf bestimmte Faktoren zu beziehen. Man muß sie auch im ganzen begreifen, und das heißt nicht zuletzt: Man muß anfangen, bestimmte Formen davon zu unterscheiden und auf den Begriff zu bringen. Feststellungen wie die der „Extensivierung“ oder der „Krise ohne Alternative“ sollten nicht nur als Etikett, sondern als Möglichkeiten, wichtige Beobachtungen aufeinander zu beziehen und in ihrem Zusammenhang zu begreifen, dienen.

Schließlich ist es, wie ich meine, eine zentrale Feststellung über eine Epoche, wie weit, was in ihr geschieht und sich wandelt, zum Gegenstand von Politik wird, ja überhaupt zu Bewußtsein kommt; wie weit die Gesellschaft das Geschehen in Politik einfangen oder prozessualer Kumulation von Nebenwirkun-

gen überlassen muß; wie weit sie, um es zu wiederholen, insofern Herr über das ist, was in ihrer Mitte sich vollzieht. Das Problem prozessualer Abläufe in den verschiedenen Epochen müßte sich heute – aktuellermaßen – geradezu aufdrängen, wo man als Prozeß nicht mehr zumal den freundlichen „Fortschritt“ wahrnehmen kann, sondern insbesondere die Gefahr der unfreundlichen, zunehmend kostenproduzierenden „Sachzwänge“ erfahren muß. Allein, wie auch immer es um die Empfänglichkeit der Wissenschaft für solche Fragen bestellt sein mag, sie hätten jedenfalls schärfer herausgearbeitet werden sollen. Dies Versäumnis soll hier nach Möglichkeit aufgeholt werden.

Zum Schluß möchte ich meinen Rezensenten und zugleich den Freiburger, Basler und Kölner Studenten, mit denen ich verschiedene Probleme des Buches diskutieren konnte, danken für alles, was ich von ihnen lernte. Siegfried Unseld bin ich besonders verpflichtet dafür, daß er freundlicherweise diese wohlfeile Ausgabe unternahm.

Niederbachem bei Bonn, Juni 1980

EINFÜHRUNG ZUR NEUAUSGABE 1980

A state without the means of
some change is without the
means of its conservation.
Edmund Burke, *Reflexions on
the Revolution in France*.
London 1967. 19f.

Versuche, ein weniger geläufiges, und sei es noch so zentrales Problem zu lösen, sind offenbar nur dann als Versuche, dieses Problem zu lösen, verständlich, wenn man ganz klar machen kann, um welches Problem es sich handelt und warum es eines ist. Andernfalls erscheinen die auf dieses Problem zielenden Versuche wie Antworten auf Fragen, die der Leser sich stellen mag, die aber nicht unbedingt vom Autor beantwortet werden sollten. Der Leser mag dem Buch also einiges entnehmen, doch mit dem Problem bleiben ihm dessen Perspektive und wesentliche Aussage verborgen.

Das Paradigma dieser Situation findet sich in Grimms Märchen. Da Rotkäppchen im Bett und unter der Haube der Großmutter nur diese und nicht den Wolf vermutet, vermögen alle abweichenden Beobachtungen sie zunächst keines Besseren zu belehren. Sie nimmt Nase, Ohren und „Maul“, aber nicht das Gesicht wahr. So kann der Wolf sie, bevor sie sich's versieht, verschlingen. Ob es überhaupt die Großmutter war, die dort lag, hätte Rotkäppchen sich fragen sollen. Dann wäre ihr gleich aufgegangen, was gespielt wurde. Aber das hätte nicht nahegelegen, hätte der Lebenspraxis widersprochen. Darauf mußte sie erst kommen, und eben dazu hatte sie keine Zeit mehr.

Dieserart Irrtümern hat das hier neu aufzulegende Buch nicht genügend vorgebeugt. Zwar meine ich, das Interesse der Untersuchung in der Einleitung umschrieben und deren Weg durch immer neue Fragen relativ genau markiert zu haben. Überdies ist vielen Lesern auch einigermaßen deutlich geworden, worum es geht. Aber es blieb doch offenbar einiger Anlaß für Mißverständnisse.

Die wichtigste Ursache dafür war, wenn ich es recht sehe, daß die Frage und Thematik, obwohl sie neu waren, nicht hinlänglich herausgearbeitet worden sind. Sie hätten vielleicht gegen die vorangegangene Forschung abgesetzt, jedenfalls aber hätte der Rahmen abgesteckt werden müssen, in dem sich die Untersuchung bewegte, in dem ihre Ergebnisse etwas besagen sollten und, je nachdem, wichtiger oder unwichtiger, zentraler oder eher peripher waren. Einheit und Umfang des Themas wären zu bezeichnen gewesen, gleichzeitig hätten

die Grenzen des Interesses der Arbeit gegen andere Interessen deutlich gezogen und der Ausschnitt des Themas explizit im Blick auf die Gesamtheit dessen bestimmt werden sollen, was als Struktur und Geschichte der späten Republik aufzufassen ist. Das sei hier nachgeholt.

1. DIE KONZENTRATION AUF DAS POLITISCHE

Meine Absicht war zunächst zu verstehen, wie die römische Republik untergegangen ist. Als ich die einschlägigen Erklärungen dafür studierte, erschien es mir aber weniger bemerkenswert, daß sie unterging, als daß sie so lange existierte. Deswegen schob sich mit der Zeit eine zweite Frage in den Vordergrund, nämlich wie dieses Gemeinwesen, diese *res publica amissa* so lange funktionieren konnte. Insoweit wurde deren Struktur zum Thema.

Der Weg, auf dem ich die Lösung suchte, war die möglichst konkrete Ermittlung der politischen Wirkungszusammenhänge. Die sozialen Mißstände, die schweren, zum Teil blutigen politischen Konflikte, die Verfassungsänderungen, -durchbrechungen und -aufweichungen, das Versagen der Institutionen vor so vielen Aufgaben, den Widerstand gegen alle Reformen, die Diskrepanzen – oder, wie es scheint, Widersprüche – zwischen herkömmlicher Ordnung und neuen Wirklichkeiten, die Korruption und alle sonst noch üblicherweise angeführten „Faktoren“ des Untergangs mochte ich nicht ohne Weiteres als virulent ansetzen. Ich wollte vielmehr, was wir global unter diesen Ausdrücken zu fassen suchen, auf seine tatsächlichen Auswirkungen hin erforschen. Vielleicht war ja das, was uns unvereinbar oder unhaltbar anmutet, was zum Teil schon den Zeitgenossen als untragbar erschien, in Wirklichkeit gar nicht so unerträglich oder virulent? Vielleicht ist die Stringenz der Auswirkung, die Schlüssigkeit, mit der etwas sich widerspricht oder Konsequenzen zeitigt, von Fall zu Fall verschieden? Wie soll man ermitteln, daß Faktoren, die eine lange Zeit über wirkten, erst nach Jahrzehnten – und nicht viel eher oder viel später – zum Untergang der Republik führten?

Freilich konnte es nicht ausreichen, nur die bisher genannten Faktoren auf ihre tatsächlichen Auswirkungen hin zu verfolgen. Es war vielmehr der umfassende Handlungs- und Wirkungszusammenhang, in dem sich die späte Republik reproduzierte und veränderte, möglichst bis ins einzelne nachzurechnen.

Diesen Zusammenhang suchte ich zunächst und vor allem im Politischen. Und die Bedingungen des Politischen meinte ich einerseits in gewissen Grundzügen der überkommenen Verfassung (im weiten Sinne des Wortes), andererseits in den synchronen Konstellationen des politischen Handelns und der politischen Interessen (samt den Meinungen, welche diese lenkten) zu finden. Darin folgte ich, ohne viel darüber nachzudenken, der Tradition; genauer gesagt: der Tradition nicht der politischen Geschichtsschreibung, aber des primär politischen Interesses althistorischer Forschung. Diese Weise des Ansetzens erscheint mir heute als zu eng und methodisch verfehlt. Sie zog auch einige

ungute Konsequenzen nach sich. Allein, es ist mir auch heute noch durchaus unklar, ob das Ergebnis meiner Analyse (samt den bei seiner Gewinnung erarbeiteten Kategorien und Modellen) zu erzielen gewesen wäre ohne das relativ untheoretische, langwierige, lange Zeit nach allen Seiten offene, gleichsam schwimmende Sich-Herumschlagen mit der ungeordneten Fülle des Materials: den immer wieder neu ansetzenden intensiven Umgang mit den Quellen und den daraus zu ermittelnden Fakten, das immer wieder neu der ganzen Komplexität sich aussetzende Analysieren, Ermitteln und In-Beziehung-Setzen aller auszumachenden Faktoren und ihrer Zusammenhänge – bis schließlich die Pflöcke so einzuschlagen waren, daß sie den Zusammenhang des Ganzen zu tragen vermochten: des Ganzen einer historischen Konstruktion, die, wie ich fand, die Struktur der damaligen Republik im wesentlichen zutreffend wiedergibt.

Die Konzentration auf das Politische, freilich im Sinne einer ganz neuen Auffassung seiner Problematik, scheint sich dabei an der Materie bewährt zu haben. Dies gab wohl letztlich den Ausschlag dafür, daß es dabei blieb, unbeschadet der Voraussetzungen von der Wissenschaftstradition her.

Denn das scheint mir auch heute noch richtig zu sein: Der Prozeß der Krise der *res publica* hat sich, woher er auch gespeist war, wesentlich im Politischen vollzogen. Im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich bildeten sich zwar wichtige Voraussetzungen, reichhaltiger Zündstoff, bedeutende Antriebe dafür, *conditiones sine qua non*. Allein, wann und wie sie sich auswirkten, das hing aufs Ganze des Krisenverlaufs gesehen weit weniger von ihnen selbst als von den einzelnen Konstellationen sowie vom politischen Konstellationswandel ab. Im Politischen lag die eigentliche Veränderung, der eigentliche Mechanismus, die eigentliche Dynamik (und Beschleunigung) des Krisenprozesses. Es ist durchaus unklar, wie weit der Veränderungstendenz in diesem Bereich überhaupt eine entsprechende Tendenz im Wirtschaftlichen und Gesellschaftlichen parallel gelaufen ist. In diesen Bereichen entfaltete sich ohnehin kaum eigenständige Dynamik. Sofern nennenswerte Veränderungen in ihnen vorgingen, waren sie meist von der Politik hervorgerufen: So etwa das Anwachsen der stadtrömischen Bevölkerung, respektive des Anteils der Bürger (besonders der Freigelassenen) an ihr¹, das auf die Klimax der Getreideverteilungsgesetze zurückzuführen war, oder die zunehmende Bereicherung der Ritter, die diese der Ausbeutung der Provinzen (und der relativen Wehrlosigkeit des Senats ihnen gegenüber) verdankten. Und diese Veränderungen schlugen sich nicht einfach in Veränderungen der politischen Rolle von Rittern und *plebs urbana* nieder. Wenn der Größe der *plebs* in den 50er Jahren zeitweilig ein stärkerer Einfluß korrespondierte, so ist durchaus unklar, ob dieser nicht wesentlich auf P. Clodius und vor allem auf die durch Caesar völlig veränderte

¹ Vgl. P. A. Brunt, *Italian Manpower 225 B. C. – A. D. 14*. Oxford 1971. 100 ff.